

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 9

Artikel: Wie die Sternschnuppen
Autor: Gerlach, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glück aber gab es auch biedere Fahrer wie ich, die sich vorsichtig am Rande des Platzes bewegten, die Balance zu halten versuchten und dann, etwas mutiger geworden, loslegten: rechts, links, abstossen, gleiten — es geht ja schon ganz gut! Ja, vor zehn Jahren hatte ich sogar ein paar ganz elegante Bogen zustande gebracht; ich sah nicht ein, warum mir das heute nicht wieder gelingen sollte. Rechts, links, plumps ...

Eine Dame überholte mich, stoppte scharf, sah mich mitleidig an, während ich mich vom Eise aufrappelte, und sagte in bestem Hochdeutsch: «Es muss sicher qualvoll sein, zum ersten Male auf den Schlittschuhen zu stehen. Darf ich Ihnen wohl etwas behilflich sein?» Freundlichkeiten soll man nie abweisen, auch wenn sie einem ungelegen kommen. Und so kreuzte ich denn — halb gedemütigt, halb erleichtert — mit Frau Gieseke aus Berlin die Arme und fuhr flott mit ihrer Unterstützung im gleichen Takt dreimal um den Eisplatz. Um zwölf Uhr kam Katrin mit glühenden Wangen angesaust, um mich abzuholen. «Wie ist's gegangen?» fragte sie ein wenig ängstlich und sah erleichtert aus, als ich lachte und «Prima!» sagte.

Am Abend durfte Katrin zum erstenmal in ihrem Leben in eine Bar. Wenigstens nannte sich der braungetäfelte Raum im Souterrain des Hotels so, in welchem ein dreiköpfiges Orchester zum Tanz aufspielte, eine hellblonde Schönheit Traubensaft und Glühwein servierte und ein munterer glatzköpfiger Conférencier mit Ostschweizer-Akzent Witze erzählte.

Meine Tochter prangte in ihrem besten weissen Filzjupe und wurde ununterbrochen zum Tanzen geholt. «Mami, es ist himmlisch!» sagte sie, und nur als der Conférencier komische Papierhütchen verteilte und ich mir einen rosagoldenen Zylinder aufsetzen wollte, protestierte sie.

«Mutter, bitte nein», sagte sie ein wenig atemlos und sah sich verstohlen um, «ich will mich doch nicht schämen müssen. Du siehst aus, wie, wie ...» Und da nahm ich die Kopfbedeckung wieder ab. So sass ich denn in meinem «guten Schwarzen» wie eine brave Ballmutter da, sah zu, wie Katrin Cha-cha-cha und Be-Bop tanzte und erlebte die unerwartete, aber grosse Genugtuung, dass mich ein früherer Schulkamerad — jetzt mit distinguierten grauen Schläfen — erspähte und zu einem Tanz aufforderte, zu einem English Waltz natürlich. Ich machte ein triumphierendes Gesicht, als ich an Katrin vorbeischwebte, und ihre Augen wurden rund und staunend.

Und so ging die Sportwoche im Hui vorbei: Katrin trainierte täglich und ihre Gesichtsfarbe wandelte sich von Gold zu Bronze; ich wechselte ab zwischen Schlittschuhlaufen, Spazierengehen und einer einsamen, etwas verschämten Fahrt auf einem Davoserschlitten, denn das war früher mein Lieblingssport gewesen.

«Das war dann schon der Hammer», erzählte Katrin in ihrem Schülerjargon ihrem Vater beim Mittagessen nach unserer Rückkehr, «du hättest das Mami sehen sollen, wie es rassig übers Schlittschuhfeld sauste» (ich war geschmeichelt über die liebevolle Uebertreibung!), «und abends hat es getanzt wie ...»

«Vielleicht wie Frau Küngold?»

«Nein, wie der Lump am Stecken!» Denn so reden heutzutage die Töchter von ihren Müttern, und diese haben es als Kompliment zu werten.

Richard Gerlach

W I E D I E S T E R N .

S C H N U P P E N

Als ich zum Nachthimmel blickte, sah ich im Sternbild des Herkules einen Punkt aufleuchten und sich zu einem Strich ausziehen, der langsam verblasste. Ein Meteor aus dem Weltraum, eine Sternschnuppe, hatte die Bahn der Erde gekreuzt. Sie schien aus dem Nichts zu kommen und dorthin zurückzufahren.

Unser Leben gleicht den Sternschnuppensekunden. Ein Jahr, bevor wir geboren werden, ist unser Dasein noch nicht vorgeahnt, und es hängt vielleicht nur von einem Lächeln oder vom Klang zweier Weingläser, die zusammenstossen, ab, ob wir Träume bleiben oder wirkliche Gestalten werden. Das Hervorsteigen aus dem Nichtsein kann nie vorausberechnet werden, und dass wir schliesslich sind, wie wir sind, ist ein Glücks- oder Unglücksfall. Wir werden wie von einem vorüber-eilenden Kometen auf diese Erde geworfen. Da sind wir nun und müssen sehen, so gut oder so schlecht es geht, mit dem, was in uns schlummert, fertigzuwerden.

Keiner erzeugt sich selbst, und was in uns angelegt ist, können wir uns nicht aussuchen. Gesundheit, Schönheit, Kraft, Geist sind uns von Anfang an geschenkt oder versagt, und doch neigen wir zu gewissen Zeiten dazu, uns etwas darauf einzubilden, wenn wir meinen, in der einen oder anderen Beziehung ausgezeichnet zu sein. Ein kurzes Aufleuchten, das ist alles. Die jugendliche Liebhaberin wird zur hinfälligen Greisin, der Meister im Gewichtsheben humpelt am Stock, und das Genie kann in Verwirrung enden. Das, worauf wir stolz sein zu können glauben, verglüht und versprüht und ist schliesslich nicht mehr vorhanden. Wir kehren in das Nichtsein zurück, aus dem wir gekommen sind, und nach kürzerer oder längerer Zeit weiss niemand mehr etwas von uns.

Und doch hoffen wir insgeheim, dass unsere Existenz, auch wenn unsere Zeit vorbei ist, nicht ganz auslöscht, dass etwas von dem, was wir wollten, fortwirkt, dass der gute Klang der Gläser im inneren Ohr derer die nach uns da sein werden, nachzittert, und dass der Schlag eines liebenden Herzens noch in ferner Zukunft vernehmbar sein wird. Duften uns in der Erinnerung denn nicht alle Lindenbäume, unter denen wir standen, und können wir die Gebärde einer gütigen Hand, die den Schmerz fortstrich, ganz vergessen?

Auch wo sich mathematisch jeder Rest des Seienden und Beharrenden ausschliessen liesse, ist die hauchhafte Spur der Seele dennoch nicht im Eis der Vergangenheit erstarrt, und je lebendiger und reiner ein Dasein war, um so unaustilgbarer wird es dem innewohnen, was künftig gedacht und getan werden mag. Dies kann es, wenn es die Gegenwart erfüllt, wenn es hier und jetzt tut, was sein muss, und in stiller Gefasstheit das Aufleuchten des Augenblicks sich anverwandelt.

A N E K D O T E

Gesammelt von Grete Schoeppl

Der bekannte Komponist Max Reger hatte ein neues Werk zur Erstaufführung gebracht. Das Publikum nahm es beifällig auf. Nur der Kunstkritiker einer Tageszeitung fand ein Haar in der Suppe und verriss in seiner Besprechung das Werk.

Reger las mit Aerger die Kritik. Dann setzte er sich hin und schrieb an den Kritiker: «Sehr geehrter Herr! Ich befinde mich im kleinsten Raum meiner Wohnung. Ich habe gerade Ihre Kritik vor mir. Bald aber werde ich sie hinter mir haben.»

Richard Gerlach

C H A R M E

Wenn die Anmut eine vorwiegend weibliche Eigenschaft ist, die wir aber auch in den Bewegungen der Kinder, im Aufschauen eines Rehs, in den Tänzen der Paradiesvögel und im Flügelwippen der Apollofalter mit frohem Erstaunen wahrnehmen, so ist der Charme nicht nur an eines der beiden Geschlechter gebunden. In ihm spricht ein geweckter Verstand mit, der über das Unbewusste hinaus die eigenen Vorzüge darstellt, indem er auf andere eingeht. Diese Gabe besitzt der Mensch allein. Er teilt sie nicht mit den Tieren.

Die Noblesse eines Menschen beruht auf der Sorgfalt, mit der er übertriebene Ausdrücke meidet. Er will nicht mehr scheinen, als er ist. Frei von Ressentiment, von Wichtigtuerei und finsterner Verkrampfung, freut er sich an den tausend wunderbaren Erscheinungen des Daseins, und wenn er ausspricht, was ihn daran entzückt, so ist das einfach seine Art, auf die Fragen der Welt zu antworten, und er verbindet damit nicht unbedingt die Nebenabsicht, andere zu seiner Meinung zu überreden. Er lobt, was ihm gefällt und hat es keineswegs darauf abgesehen, zu schmeicheln. Aber wenn sein Lob den Vorzug einer Person betont, findet diese es natürlich charmant.

Charme kann immer nur da entstehen, wo einer seiner selbst sicher ist. Der Aufgeblasene, der sich einen vornehmen Anstrich geben möchte, kann ihn ebensowenig erreichen wie der Gütelose, der abweisende Glaswände zwischen sich und seinen Mitmenschen errichtet, der Egozentriker, der sich grämlich vor dem, was die anderen angeht, distanziert. Etwas Selbstironie erleichtert es, auch die eigenen Schwächen zu gestehen. Wer hätte keine? Charme begegnet uns in jedem Lebensalter, besonders aber in den Jahren der Reife; er macht die Geselligkeit unbeschwert. Ein Gespräch, in dem jeder nur seinen eigenen hervorragenden Standpunkt vertritt, lässt Gegensätze aufeinanderprallen. Aber durch Schroffheit wird niemand beschwingt und erheitert. Charme lässt sich freilich nicht erzwingen und erarbeiten. Er ist ein Geschenk, das die Musen einigen, denen sie wohlwollen, in die Wiege legen. Doch entfalten kann er sich nur, wenn sie auf gleichgestimmte Seelen treffen, die nicht mürisch, sondern gern leben.